

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 13 (1909-1910)
Heft: 6

Artikel: Die Schuldige
Autor: Wenger-Ruutz, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sonnenleiche schwand, nur schwarzer Rauch,
In ihm versunken Kreuz und Seufzerhauch;
Ein Schweigen, grauser als des Donners Toben,
Schwamm durch des Alters sternenleere Gassen;
Kein Lebenshauch auf weiter Erde mehr,
Ringsum ein Krater, ausgebrannt und leer,
Und eine hohle Stimme rief von oben:
„Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!“
Da fassten den Erlöser Todeswehen,
Da weinte Christus mit gebrochenem Munde:
„Herr, ist es möglich, so laß diese Stunde
An mir vorübergehen!“

Ein Blitz durchfuhr die Nacht; im Lichte schwamm
Das Kreuz, o strahlend mit den Marterzeichen;
Und Millionen Hände sah er reichen,
Sich angstvoll klammernd um den blut'gen Stamm,
O Händ' und Händchen aus den fernsten Zonen!
Und um die Krone schwabten Millionen
Noch ungeborener Seelen, Funken gleichend;
Ein leiser Nebelrauch, dem Grund entschleichend,
Stieg aus den Gräbern der Verstorbenen Flehn,
Da hob sich Christus in der Liebe fülle,
Und: „Vater, Vater“, rief er, „nicht mein Wille,
Der deine mag geschehen.“

Still schwamm der Mond im Blau, ein Lilienstengel
Stand vor dem Heiland im betauten Grün;
Und aus dem Lilienkelche trat der Engel
Und stärkte ihn.

Annette von Droste-Hülshoff.

Die Schuldige.

Von Lisa Wenger-Nuß, Delsberg.

Eilig durchlief die Wäscherin Martha Haas ein paar winkelige Gassen. Ihr Gesicht trug den Stempel harter Arbeit. Der dünne Scheitel und die schadhaften Zähne machten sie alt aussehend, trotzdem sie nur sechzunddreißig Jahre zählte.

Sie stieg in einem schmalen, vornübergeneigten Haus die dunkeln Treppen hinauf. Dort klopfte sie, und eine knochige, sauber gekleidete Frau öffnete. Neuhend trat Martha Haas ein.

„Du mußt morgen bei Meyentins statt meiner aushelfen," sagte sie, so bald sie wieder Atem genug hatte. „Ich muß meinen Buben, den Konrad heimholen.“

„So, ist's an dem?" fragte ihre Freundin Line gedehnt. „Da haben deine guten Tage ein Ende. Aber trink erst eine Tasse Kaffee und sitz.“ Sie holte die schwarze, glänzende Kaffeekanne aus der Ofenröhre, wo sie das Abendbrot für ihren Mann bereit hielt, und nahm eine große Tasse mit einem wohlgenährten, roten Herz darauf von einem Brett herunter. Dann schenkte sie ein, bis der Kaffee in die Untertasse lief.

„So, so, der Konrad kommt heim," sagte sie dann und schüttelte lange den Kopf. „Biel anders wird er nicht geworden sein, trotz der Rettungsanstalt.“ Marthas gutes Gesicht hatte sich verdüstert.

„Schimpf doch nicht schon über ihn, ehe er wieder da ist," sagte sie zürnend. „Was nimmst du mir die Freude? Er kann sich doch gebessert haben, dazu war er ja in Heriberg.“

„Ach was“, sagte Line wegwerfend, „wie sollte sich der gebessert haben. Er war ja mit lauter Strolchen zusammengepfercht. Was da der eine nicht wußte, lernte er von den andern.“

„Das ist nicht wahr," ereiferte sich die Mutter, die, so lange sie sich besinnen konnte, ihren Buben hatte verteidigen müssen.“ Es ist schon mancher ein tüchtiger Mann geworden, der als Taugenichts und Dieb nach Heriberg kam. Warum sollte gerade mein Konrad schlecht bleiben?" Line Rohrer zuckte die Achseln.

„Du hast deiner Lebtag nichts Böses an deinem Zuckersöhnchen gesehen. Hättest du ihn bei Zeiten geprügelt und ihn hungern lassen für seine Schelmenstreiche, er wäre so brav geworden wie die meinen.“ Eine gewöhnlich wohl versteckte Freude und ein geheimer Stolz auf ihre Sprößlinge sprach aus ihren kühlen Augen.

„Jesus Gott!" rief die Martha. „Wenn ich abends müde und abgeschafft heim kam und mich auf das Kind freute, dann hätte ich es auch noch prügeln sollen. Du hast gut reden. Du hast deinen Mann, der für dich verdient, und der dir mit den Buben geholfen hat. Aber ich habe niemand. Der Konrad war ein Jahr alt, als mein Fritz starb. Von da an habe ich ihn immer allein lassen müssen. Ich habe jetzt fünfzehn Jahre lang alle Tage bei fremden Leuten gewaschen. Da trieb sich der Konrad eben herum. Ich weiß es wohl; daß er verwilderte. Aber was hätte ich machen sollen? Er wollte essen. Und Kleider brauchten wir auch und wohnen mußten wir auch. Wer hätte das alles bezahlen sollen?“

„Hättest du dich an den Pfarrer gewendet, oder an die Armenpflege. Dazu sind die doch da.“

„Ich war ja gesund. Und betteln wollte ich doch auch nicht gerne. Wir waren rechte Leute, der Fritz und ich, und wären vorwärts gekommen. Ich

habe ihm in der Werkstatt geholfen, und der Kleine lag neben uns auf den Hobelspänen und krahnte. Oh, es ging uns recht gut, dem Fritz und mir. Als er aber starb, da wurde es halt anders. Es war nicht alles bezahlt, weißt du, und ich mußte alles bis auf das nötigste, verkaufen. Dann ging ich zum Waschen. Es ist lange her.“

„Ja, ich weiß das alles“, sagte die Line mit milderer Stimme. „Also morgen holst du den Konrad? Es ist ja möglich, daß er anders geworden ist. Gib ihn zu einem guten Meister in die Lehre. Er muß eine harte Hand über sich haben, du bist zu gut. Dir zieht er die Haut über die Ohren. Und dann glaubst du ihm alles. Der Konrad hat sich schon lange ins Fäustchen gelacht, daß du nie merktest, was alle andern wußten. Du bist blind an dem Buben.“ Sie war nun wieder ärgerlich geworden, schenkte aber doch eine zweite Tasse ein.

Langsam trank Martha. Sie war immer durstig, ihr Gewerbe brachte das mit sich. Aber jetzt schmeckte ihr das geliebte Getränk nicht. Das Herz wurde ihr schwer von Lines Worten. Sie hatte sich auf den Buben so gefreut, nun mußte sie sich und ihn wieder entschuldigen.

„Er ist halt mein einziges Kind. Ich habe sonst niemand. Wen soll ich lieb haben als ihn?“ Die Line fuhr auf.

„Aber du Gans du, lieb haben kannst du ihn, so viel du willst. Wer will dir denn das verbieten? Aber aufpassen mußt du auf ihn. Misstrauisch mußt du sein. Nachfragen bei seinem Meister mußt du, wie es mit ihm gehe, und ob er zufrieden mit ihm sei. Und mußt dann dem Meister glauben, und nicht dem Buben. Du bist auch schuld, wenn es schief geht mit ihm.“ Da rötzeten sich Marthas Augen.

„Ich! Ich bin doch meiner Lebtag eine rechte Frau gewesen. Ich habe nie auch nur einen Faden weggenommen in den Häusern, in denen ich diente. Wer kann mir etwas nachsagen? Ich habe dem Buben gewiß kein schlechtes Beispiel gegeben.“

„Ach, so meine ich es nicht. Du bist ein guter Tropf, Martha, wahrhaftig, nur zu gut. Ja, ich sag's noch einmal, zu gut bist du gewesen gegen den Rangen. Einer wie der deine hätte eine Mutter haben sollen mit einem losen Handgelenk; da eine hinter die Ohren, und dort eine. Und zur Arbeit hättest du ihn anhalten sollen, die tat ihm not, und nicht die guten Bissen, die du ihm aus deinen reichen Häusern mit heim brachtest. Aber da hieß es: „Konradeli, Konradeli!“ Die Wäscherin drehte ihre Tasse hin und her. Ein verstecktes Schluchzen stieß sie. Das Weinen hatte sie längst verlernt. Aber die Line ließ sich nicht rühren.

„Und dann warst du den ganzen Tag nicht daheim,“ fuhr sie halb schelend, halb mitleidig fort, „und der Bube strolchte auf der Straße herum, und wenn man ihn zu einer Arbeit anhalten wollte, so lachte er einen aus. Ein böses Früchtchen war er schon. Aber was solltest du machen?“

„Ja, was sollte ich machen?“ Martha versank in Nachdenken. Die große Frau neben ihr räumte das Geschirr weg und trug es hinaus.

„Was sollte ich machen?“ dachte die Martha. „Veden Morgen habe ich doch mein Büblein ermahnt, in die Schule zu gehen und gut zu lernen. Und er lief trotzdem neben die Schule und ließ mich reden. Und die vielen Strafen, die ich zählen mußte, und die Vermahnungen und Vorwürfe, die ich einstecken mußte. Aber was sollte ich machen. Ich war den ganzen Tag fort.“ Sie hörte draußen die Rohrerbuben lärmend und lachen. Das tat ihr weh. Wenn sie hätte daheim sein können, wie andere Mütter, so wäre es mit dem Konrad auch nicht so schlimm geworden.

Damals nahm man ihr den Bub weg. Sie hatte gebeten und gefleht, man möchte ihn ihr doch lassen, aber es hatte nichts genützt.

Es geschehe zu seinem Besten, hatte der Herr Pfarrer gesagt, und sie wolle doch nicht, daß er ein Lump werde, oder Schlimmeres?

Nein, das wollte die Martha nicht, und so ließ sie das Kind ziehen.

Es war eine bittere Stunde für Martha, als man ihr den Einzigen nahm. Wenn sie des Abends heimkam, blieb alles still, alles leer. Im Sommer brütete eine dumpfe Hitze in ihrer verschloßenen Stube, und im Winter froh ihr die eisige Kälte durch alle Glieder. Der Konrad hatte doch immer ein Feuer bereit gehalten.

Und dann die langen Abende. Das Lämpchen brannte nicht hell und die Ecken blieben dunkel. Sie fürchtete sich fast. Für wen schindete sie sich eigentlich? Das letzte Restchen Freude war weg.

Hie und da kam ein Brief von Konrad, aber es stand nichts drin, das ihn mit der Mutter verbunden hätte. Auch die Vorsteherin der Anstalt schrieb. Sie schilderte den Pflegling als einen unverbesserlichen Lügner und Faulenzer. Es sei unmöglich, ihn an einer Arbeit zu halten.

In der Küche hantierte die Line herum und Martha fuhr aus ihrem Sinnen auf und seufzte. Sie saß schwer auf ihrem Stuhl, mochte nicht aufstehen, und hätte doch daheim noch so vieles zu ordnen.

Das hatte die Line auch immer gesagt: Wie kommst du nur zu so einem Taugenichts?

Aber wie hätte sie den Konrad hüten sollen. Aus dem Knabenhort lief er fort, aus der Schule lief er fort, die Kinderlehre schwänzte er, was sollte sie machen?

Und was für ein fleißiger Mann war doch der Friß gewesen. Gut, daß er tot war, der Konrad wäre ja ein Nagel zu seinem Sarg geworden. Aber wenn er gelebt hätte, dann wäre der Bub eben ein ganz anderer, ein ganz, ganz anderer. Der Vater hätte Kraft genug gehabt, ihn zu bändigen. Aber sie war zu schwach dazu. Sie war abends so müde. Und wenn sie kamen, um über den Konrad zu schimpfen, tat es ihr so weh.

Martha seufzte wieder aus Herzensgrund.

Ja, ja, sie war auch schuld daran, sie wußte es wohl. Sie hätte ihn mehr prügeln sollen, die Line hatte recht. Sie preßte ihre brennenden Lider aufeinander.

Was für ein herziges Büblein war er gewesen. Härchen hatte er gehabt, fast wie Silber sahen sie aus. Und große, blaue Kinderaugen hatte er. Aber als er älter wurde und immer schmutzig war, verwandelte sich das Silber auf seinem Kopf in ein schmutziges Grau, und die Augen verloren ihre helle Farbe.

Er konnte den Leuten nicht mehr in die Augen sehen, der Konrad. Immer sah er schief an ihnen vorbei, so schräg auf den Boden. Nur bei der Mutter getraute er sich, ihr frech in die Augen zu schauen, auch wenn er gelogen hatte. Sie merkt es doch nicht, dachte er dabei. Und die Martha dachte, daß er ihr die Wahrheit sage, er würde ihr sonst nicht so in die Augen sehen dürfen.

Und frug sie: Konradeli, bist du auch brav gewesen, während ich fort war?, so nickte er, zuerst eifrig, dann verdroffen, dann gar nicht mehr.

Line kam herein mit einem Korb voll getrockneter Wäsche, und Martha fuhr auf. Ja so, sie mußte heim.

„Gelt, Line, du läßtest die Frau Mehentin nicht im Stich morgen, sie würde mir zürnen. Und ich danke dir für den Kaffee. Und hör, Line, darf der Konrad nicht manchmal zu deinen Buben kommen, etwa am Sonntag, wenn dein Mann daheim ist, und ihm auf die Finger sehen kann? Oder abends, wenn ich erst spät heimkomme? Es wäre mir ein solcher Stein vom Herzen, wenn er an einem rechten Ort sein dürfte.“

„He, warum nicht,“ sagte Line gedehnt und sah zum Fenster hinaus. Wenn er anders geworden ist, warum nicht. Aber du wirst wissen, daß ein fauler Apfel viele verdorbt, und ich möchte meinen Buben nicht gerne anfaulen lassen.“

„Wenn der Konrad einen Vater gehabt hätte, wie deine einen haben, der arme Bub,“ sagte Martha demütig, „er wäre auch anders geworden.“ Sie stand auf und gab der Freundin die Hand.

„Hättest noch einmal heiraten sollen,“ meinte die gleichmütig.

„He ja, wenn man alles zum voraus wüßte. Und dann habe ich meinen halt lieb gehabt. Leb wohl, Line.“

„Leb wohl, Martha, berichte dann etwa, wie es geht.“ Martha nickte und ging schnell die Treppen hinunter.

Bis um Mitternacht schaffte sie in ihrer Stube herum, fegte, räumte auf, und buß nebenbei einen Kaffeeküchen. Der Konrad sollte merken, daß sie sich auf ihn gefreut hatte. — — —

„Hast du der Martha ihren Konrad schon gesehen,“ frug die alte Meierin. Sie war Wäscherin wie die Haas, hielt ihre Stube in tadeloser Sauberkeit, pflegte ein paar Geranienstöcke vor ihrem Fenster und hätte gemeint, der

Tag sei verloren, an dem sie nicht zum Schluß ein Gläschen Schnaps zu sich genommen.

Sie stand früh morgens mit ihrer Zimmernachbarin am Brunnen, die Ellenbogen in die Hüften gestützt, und wartend, daß ihr Zuber sich fülle.

„Nein,“ sagte die große Rosa, eine Frauensperson mit dicken roten Zöpfen, wegwerfend, „es eilt mir nicht. Ich werde ihn früh genug zu sehen bekommen, den Taugenichts.“ Sie blinzelte mit ihren wimperlosen Augen. „Der sieht nicht aus, als ob er sich gebessert hätte. So ein freches Gesicht wie der eines hat, habe ich noch nicht bald gesehen.“ Die alte Meierin nickte.

„Die Martha ist dumm genug, und füttert den Buben weiter,“ sagte sie achselzuckend. „Dem wollte ich, wenn ich seine Mutter wäre. Aber sie hat ja nie auf einen gehört.“ Da kam Martha Haas, von der sie sprachen, die Treppe herunter. Als sie die beiden Frauen beieinander stehen sah, stellte sie ihren Korb auf die Erde und trat zu ihnen.

„Gelt, wie groß mein Konrad geworden ist,“ rief sie. Es tat ihr wohl, etwas von ihm rühmen zu können, das nicht auf Widerstand stieß. Und denkt, der Jakob Ehrhardt nimmt ihn in die Lehre. Das ist das beste für ihn, das Schmiedehandwerk. Schwer, aber schön. Meint ihr nicht auch?“ Sie sah ihre Nachbarinnen erwartungswoll an.

„Das Handwerk ist recht,“ sagte die Meierin, „und der Meister auch.“

„Es freut mich, daß ein rechter Mann ihn nimmt,“ bemerkte die Rosa. „Der Konrad soll nur machen, daß er dort bleiben kann.“

„Er wird schon,“ sagte Martha, wie immer voll guten Glaubens.

„Wo ist denn er jetzt?“ fragt Rosa forschend.

„Er schläft noch. Er war so müde,“ entschuldigte die Mutter den Langschläfer. Sie sah zu Boden und ihr gelbliches Gesicht wurde rot, wie bei einem jungen Mädchen.

„Was sagt denn da der Ehrhardt dazu?“ fragt die Meierin anzüglich, „daß er schon am ersten Tag zu spät kommen wird, macht sich nicht gerade gut. Ich würde ihn künftig anders in die Finger nehmen, wenn ich dich wäre, Martha.“

„Ja natürlich, das will ich auch, natürlich. Aber heute ist der erste Tag, an dem er wieder daheim ist. Und jetzt muß ich gehen, es ist die höchste Zeit.“

Sie nahm ihren Korb vom Boden auf und ging mit langen Schritten über das Höflein, und zur Türe hinaus.

„Der Ehrhard versteht keinen Spaß,“ sagte Rosa hinter ihr her. Der jagt den Buben bald zum Kuckuck. Die Martha ist halt dieselbe Gans, die sie immer war. Ein guter Tropf, aber für so einen Schlingel viel zu weich. Wenn ich Buben hätte —“ sie hob ihre kurzen derben Fäuste und schüttelte sie, und zeigte dabei ihre weißen Zahne.

„Gott behüte dich davor,“ sagte die Meierin. Das Wasser in ihrem

Zuber platschte schon lange über den Rand. Sie hob ihre Last auf, und ging damit in die Küche. Die Türe ließ sie offen stehen. Sie mußte jeden, der vorbei ging, fragen, was er von Marthas Konrad halte. Und alle antworteten: Nichts!

* * *

Die Bewohner des alten, geschwärzten Hauses, in dem die Martha wohnte, standen in der engen Gasse beisammen und sprachen alle durcheinander. Sie warfen die Arme herum, und zeigten auf einen Landjäger, der mit einer kleinen, dünnen Frauensperson eben um die Ecke bog.

Aus den nächsten Türen schossen die Neugierigen hervor, aus den Fenstern reckten sie die Hälse, vier Treppen rasselten sie herunter, um noch früh genug zu kommen, und dabei zu sein, wenn die Martha Haas auf die Polizei mußte.

„Was hat sie getan? Warum mußte sie mit? Hat sie gestohlen? Hat sie ihrem Vausbuben mausen helfen? Ein halbes Dutzend rauher und greller Stimmen schrien aufgeregt durcheinander. Die Rosa fuchtelte mit ihren starken Armen in der Luft herum, als müsse sie zu dem mißtonenden Konzert den Takt schlagen.

„Nein, die Martha! Nein, die Martha! Daß sie auch gestohlen hat! Das hätte ich nicht von ihr geglaubt,” gellte es.

„Ich kenne den Landjäger, der sie mitnahm,” sagte ein blut junges Fabrikädchen. Sie fand kaum Atem, so sehr war sie gerannt, um zu hören, was verhandelt wurde. „Ich weiß, warum sie mitmußte.“

„Du wirst viel wissen,” sagte ein Bursche, und stieß sie mit dem Ellbogen in die Seite. Sie freischüte und bog sich lachend zurück.

„Wohl weiß ich es. Sie hat ihren Konrad auf der Polizei selbst angegeben. Jetzt muß sie gegen ihn Zeugnis ablegen. Der Heuri sagt, sie könne froh sein, wenn sie nicht auch noch etwas abkriege, er habe so etwas läuten hören. Sie werde nicht so unschuldig sein, wie sie tue, und der Schläger sei so schlimm wie der Stehler.“

„Ach, Kalberei,” rief die Meierin grob. „Der Martha kann keiner etwas nachsagen. Daß weiß man ja, daß sie blind war an ihrem Früchtchen. Aber mitgeholfen bei seinen Diebereien hat sie nicht, das ist böses Geschwätz.“

„Und daß sie den Konrad selbst angab, glaube ich auch noch lange nicht. Eher bisse sie sich einen Finger ab,” meinte die rothaarige Rosa, warf den Kopf zurück und zeigte wieder ihre weißen, starken Zähne. Die ihren Buben angeben! Nie, und wenn er gemordet hätte. Der Landjäger hat dir einen Bären aufgebunden, Susanne.“ Das Mädchen zuckte die Achseln und sagte nichts. Sie ging mit dem jungen Burschen davon. Was ging es sie im Grund an, ob die Martha gestohlen oder nicht? Auch die andern zerstreuten sich langsam, und verschwanden in den dunklen Gängen.

Und doch hatte das junge Mädchen recht gehabt. Martha saß vor dem Untersuchungsrichter, bleich und mit bebenden Lippen. Ihren großen Korb hatte sie neben sich auf den Fußboden gestellt, und das Wollentuch, das sie gewöhnlich um den Kopf band, lag in ihrem Schoß. Sie drehte es krampfhaft in den Fingern.

„So habe ich's nicht gemeint, Herr Richter. Das ist nicht recht, daß Ihr mir den Buben hier behaltet, wo ich doch nur zu Euch kam, weil ich keinen andern Ausweg mehr wußte, um ihn vor dem Stehlen zu bewahren.“ Sie sprach stotternd, ungeschickt, und in großer Angst. Ohne daß sie es wußte, faltete sie die Hände. „Ich bin hierher gekommen, weil ich keinem Menschen sagen möchte, wie es mit dem Konrad stand, und weil die Rosa Moor mir gesagt, Ihr versorget auch große Leute. Für die Rettungsanstalt ist er ja zu alt.“ Der Untersuchungsrichter, der während Martha sprach, in den Akten gelesen hatte, sah auf, und legte die Feder weg.

„Ja, gute Frau, die Sache geht eben nicht nur Euch allein an. Nach allem, was Ihr hier ausgesagt, ist Euer Sohn eine Gefahr für seine Nebenmenschen. Die Polizei hat schon lange ein Auge auf ihn, und nach den Eröffnungen durch Euch habe ich nachforschen lassen, ob andere, etwa seine Nachbaren, über ihn zu klagen hätten. Und da ist böser Bericht gegeben worden. Auch ohne Eure Mitteilungen wäre es demnächst zu einer Anzeige gekommen, und zwar von mehr als einer Seite. Und trotzdem Ihr die vielen Diebereien durch Geldopfer zu vertuschen suchtet. Der Bursche hat ja gestohlen wie ein Rabe. Und es tut mir leid, Euch sagen zu müssen, daß auch Ihr unter Anklage steht.“ Er lehnte sich in seinem breiten, federnden Stuhl zurück, und legte seine wohlgenährten, behaglichen Hände übereinander.

„Ich!“ schrie Martha auf. „Ich! Warum um Gottes Willen? Ich habe keinem Menschen etwas zu leide getan. Nie habe ich etwas genommen.“ Der Mann vor ihr blätterte in seinem Buch.

„Um Diebstahl handelt es sich nicht. Aber die Nachlässigkeit, mit der Ihr Euren Buben erzogen habt, die Liederlichkeit, mit der Ihr ihn herumlaufen ließet, die Sorglosigkeit, mit der Ihr eine Verwarnung nach der andern entgegennahmt in Betreff der unzähligen Schulversäumnisse, die Gleichgültigkeit, mit der Ihr Euch deshalb bestrafen ließet, alles dies ist wohl Grund genug zu einer gerichtlichen Klage.“ Er las ihr mit monotoner Stimme ein paar Paragraphen vor.

Martha, die seit Stunden nichts gegessen hatte, und der die Angst und der Kummer hart zusezten, wurde bei den Worten des Untersuchungsrichters noch bleicher, als sie schon war. Ihre Lippen bewegten sich lautlos; sie sah auf die Wasserflasche, die auf einem Tischchen stand.

„Nehmt, wenn Ihr Wasser wollt,“ sagte der Richter. Martha erhob sich und es wurde ihr schwarz vor den Augen, so daß sie beinahe fiel. Sie goß sich

ein Glas voll und trank es hastig aus, dann tastete sie sich auf ihren Stuhl zurück.

„Habt Ihr noch etwas zu bemerken?“ Langsam war die Blässe aus Marthas Wangen einer dunklen Röte gewichen.

„Du mein Heiland,“ sagte sie, „jetzt klagt man mich darum an. Ich bin ja eine Wäschnerin. Ich habe ja den ganzen Tag arbeiten müssen. Wußtet Ihr denn das nicht, Herr Richter? Ich ging ja des Morgens um halb sieben aus dem Haus und kam vor halb acht Ihr nie nach Hause. Was sollte ich denn da machen? Ich habe halt verdienen müssen.“ Martha senkte den Kopf, daß man ihren dünnen Scheitel sah. „Ich weiß ja, daß ich schuld bin — sie sagen es alle — aber ich bin nun einmal so — ich konnte nicht dreinschlagen — ich hätte den Buben prügeln sollen — ich weiß es wohl — aber des Abends — wenn ich mich so gefreut hatte auf das Kind —“ sie schwieg. Auch der Untersuchungsrichter schwieg.

„Ich will sehen, was ich für Euch tun kann,“ sagte er nach einer Weile. „Geht jetzt nach Hause. Euer Sohn bleibt selbstverständlich hier.“

„Herr Richter, laßt ihn heim,“ rief Martha flehend. „Ich will ihn hüten, daß er nicht fortläuft. Ich will nicht auf Arbeit gehen, und den Stubenschlüssel in der Tasche behalten. Nur tut uns die Schande nicht an, daß er hier bleiben muß. Vielleicht kommt er diesmal noch ohne Strafe davon, dann würden es doch die Nachbarn nicht. Wenn er bleiben muß, erfährt es heute abend die ganze Gasse.“

„Der Angeklagte bleibt hier, Frau Haas. Da läßt sich nichts ändern. Er hat sich verschiedene Diebstähle unter erschwerenden Umständen zu schulden kommen lassen. Es ist wenig Aussicht auf Freisprechung. Seid doch vernünftig Frau, Ihr habt ihn ja doch selbst angezeigt.“

„Ich wollte ihn ja nur vor dem Bösen bewahren, Herr Richter. Ich fürchtete, er könnte wieder stehlen, und käme dann ins Buchthaus. Und Geld hatte ich keins mehr, um es den Leuten zu geben, wenn sie kamen und den Konrad anklagten. Um Gottes willen, laßt ihn heraus.“ Sie verfiel in ein stoßweises, trockenes Schluchzen.

„Er ist eingeklagt, und muß hier bleiben. Da kann ich nichts ändern, auch wenn ich wollte. Ihr hättet besser zu ihm sehen sollen, Frau Haas, ich kann Euch den Vorwurf nicht ersparen, trotz allem was Ihr sagt.“

„Ich will nicht schuld sein da, Herr Richter,“ schrie Martha außer sich. „Nein, ich will nicht schuld sein. Es ist nicht recht, daß ich schuld sein soll. Was kann ich denn dafür? Wer hat mir denn geholfen? Niemand, kein Mensch.“

„Es sind Anstalten genug da, in denen Ihr den Buben hättest unterbringen können,“ sagte ruhig der Untersuchungsrichter.

„Ja, aber wenn er nicht hinein gehen wollte? Was nützt mir dann alles? Daheim war kein Mensch, der auf ihn sah und sich seiner annahm.“

Zu den Reichen, bei denen ich arbeitete, durfte ich ihn nicht mitbringen, und die Nachbarn wollten auch nichts von ihm wissen. Der Vormund prügelte ihn von Zeit zu Zeit, oder schenkte ihm etwas, aber gehütet hat er ihn auch nicht. Und der Herr Pfarrer hat ihn ermahnt, und ihm Vorwürfe gemacht, wenn er die Schule schwänzte, aber was nützte daß? Der Fritz hätte nicht sterben sollen, oder ich hätte nicht den ganzen Tag fort sein müssen. Kam der Bube mittags heim, war niemand da, kam er abends heim, auch niemand, und des Morgens schließt er noch, wenn ich fort mußte. Wie hätte er denn da brav werden sollen, Herr Richter? Was hätte ich denn machen sollen?"

"Andere Mütter sind auch den ganzen Tag fort und es geht alles wie am Schnürchen." Martha riß ihre Augen auf, und starrte den Untersuchungsrichter an. Dann sank sie zusammen.

"Ja, das ist wahr," murmelte sie. "Ich weiß nicht, warum es gerade mir mit meinem Konrad so schlecht ging. Ich werde halt doch daran schuld sein. Und so ist denn auch nichts zu machen." Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Trostlosigkeit erhob sich Martha und wandte sich der Türe zu.

"Wie gesagt, ich werde für Euch tun, was ich kann," sagte der Untersuchungsrichter. Sie nickte demütig, und ging hinaus. Unter der Türe stoppte sie. Ihre Augen brannten heftig und waren geschwollen.

Ein Landjäger führte sie die Treppe hinunter. Hinter ihr wurden die Türen zugeschlossen. Das Rasseln des großen Schlüsselbundes schüttelte Martha. Und unten, als der Türhüter aufschloß, fiel ihr ein, daß Konrad durch diese Türe gegangen, und daß der Pförtner ihn gesehen.

"Der Mann da weiß nun auch schon, daß er ein Dieb ist," dachte sie und senkte tief den Kopf. "Und alles zugeschlossen, alles zugeschlossen, nirgends kann er mehr hinaus. Und ich kann ihm nicht helfen. Ich habe ihn selbst ins Unglück gebracht. Aber ich wollte ihm nichts zu Leide tun, ach nein, ich nicht. Wen hat er denn, als mich?" Martha rannte blindlings durch die Straßen nach Hause und wartete an der Ecke, bis die Gasse, in der sie wohnte, leer war. Dann ging sie rasch ins Haus und die Treppen hinauf, um nur ja niemand anzutreffen.

Behutsam öffnete sie die Stubentüre und schob den Riegel vor. Darauf machte sie Licht. Essen mochte sie nichts. Aber Durst hatte sie. Ein irdenes Löffchen mit kaltem Kaffee stand da, den trank sie hastig aus.

Dann fing sie an aufzuräumen, spaltete Holz, und wusch das Geschirr, das noch vom Morgen herumstand. Sie marterte sich mit Denken ab.

Am Ende wir sie doch schuld, daß alles so gekommen war. Sie hatte ihren Buben zu lieb gehabt. Das war wohl nicht recht gewesen. Eine Mutter, die den ganzen Tag fort sein muß, sollte hart sein. Hart und streng, damit die Kinder parierten, auch wenn sie nicht da war. Sie mußten sich vor der Mutter fürchten. Martha hörte auf zu arbeiten und stand mitten in der Stube still. Sie war halt anders. Ihr Fritz hatte es gern gehabt, daß sie

eine Weiche, eine Zärtliche gewesen. Wie hätte sie da auf einmal gegen den Buben hart und streng sein sollen? Sie war eben, wie sie war.

Sie setzte sich auf einen Stuhl, denn die Knie wankten ihr, und im Kopf wirbelten die Gedanken im Kreis herum, sie konnte sie nicht mehr fassen. Immer kam sie auf denselben Punkt zurück. Sie war schuld! Der Richter hatte recht gehabt.

Martha fing jammervoll zu weinen an, und weil sie, seit ihr Mann gestorben, nicht mehr hatte weinen können, und jahrelang alles Schwere, was sie erlebt, hinter geschlucht hatte, so weinte sie jetzt, als ob die Tränen aller Verlassenen und Unglücklichen aus ihren Augen flößen. — — — — —

Konrad war zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt worden. Gegen Martha wurde Landesverweisung ausgesprochen.

Sie war nach den Gerichtsverhandlungen heimgeschwankt, in ihrer finstern Stube auf einen Stuhl gesessen, hatte die Arme am Leib herunter hängen lassen und nicht geweint und nicht geschlucht.

Aber gelacht hatte sie ob dem Elend, und dem Unrecht das man ihr antat. So laut und grell lachte sie, daß die alte Meierin herüber kam, weil es ihr grauste, und sie die Martha nicht so allein lassen wollte.

Auf dem Herd war kein Feuer. Eine zähe, feuchte Novemberkälte troch in den Ecken herum und an den Gliedern der zwei Frauen herauf, die da am Tisch saßen.

„Komm du zu mir herüber,“ sagte die Alte und rüttelte die Nachbarin an der Schulter. Mechanisch erhob sich Martha und ging hinter der andern her in die Stube mit den Geranien, die trotz der Herbstküste noch blühend hinter den angelaufenen Scheiben standen.

Geschäftig holte die Meierin Brot und Käse aus einem Schrank und wärmt auf dem Herd einen Rest Kartoffeln.

„Iß, Martha, du mußt doch etwas Warmes im Leib haben,“ ermunterte sie die Regungslose. Dann nahm sie eine döbbäuchige, dünnhalsige Flasche vom Schrank, holte in der Küche zwei Gläschchen und schenkte eine wasserhelle Flüssigkeit ein.

„Das wärmt,“ sagte sie behaglich, „das predigt einem Kummer und Sorgen schneller weg, als der Herr Pfarrer.“ Martha nahm das Glas und trank. Es schüttelte sie. Das ungewohnte Feuer brannte sie im Hals.

Aber es rieselte ihr heiß durch die Glieder, und über ihr Denken legte es sich wie ein feiner, heller Schleier. Die Qual in Kopf und Herz erlosch und langsam dämmerte ein rosiges Daseinsgefühl in ihr auf. Als die Meierin ihr zum zweiten Mal einschenkte, wehrte sie sich nicht. Die Alte lachte.

„Gelt, jetzt merbst du etwas? S'ist halt alles Geschwätz, was sie gegen so ein Gläschen sagen. Woher sollte denn unsereines sonst seinen Trost nehmen? Martha nickte. Ihr Kopf war schwer, sie ließ ihn auf die Schulter

fallen. Daß der Konrad im Zuchthaus saß, und daß sie aus der Stadt mußte, in der sie sechzehn Jahre lang gearbeitet hatte, hatte sie vergessen.

Als sie am nächsten Morgen, in ihren Kleidern auf dem Bett liegend, erwachte, wußte sie nicht, wo sie war und konnte sich auf nichts besinnen. Dann packte sie das Bewußtsein von allem, was vorgegangen, mit einer Gewalt an, die ihr das Herz stille stehen und dann rascher klopfen machte. Zu der Erkenntnis ihres Unglücks gesellte sich das körperliche Unwohlsein und die tiefe Scham über sich selbst. Sie fing an vor sich hin zu weinen, und konnte lange nicht aufhören. Dann schlich sie, ohne gegessen zu haben, davon, um ihren Kundeninnen mitzuteilen, daß sie fort müsse.

Man nahm sich ihrer an. Die Frauen, bei denen sie wußt, verwendeten sich für sie und brachten es endlich dazu, daß das Urteil, das die Wäscherin aus der Stadt trieb, aufgehoben wurde. Sie durfte bleiben und ging wieder ihrer Arbeit nach.

Aber sie war nicht mehr die Martha von früher. Jeden Abend saß sie drüben bei der Meierin und leistete ihr Gesellschaft, wenn sie die Flasche vom Schrank herunter holte.

Und da das Heimweh nach Konrad und der Schmerz, ihn im Zuchthaus zu wissen, sie quälte, oder die Vorwürfe, daß sie an seinem Unglück schuld sei, sie ruhelos herumtrieben, so ertränkte sie ihre bohrenden Gedanken in einem zweiten und dritten Gläschen. Jeden Abend mußte die alte Wäscherin, die selbst immer bei ihrem ersten blieb, Martha hinüber in ihr kaltes, fahles, einsames Zimmer führen.

Erwachte sie dann am nächsten Morgen, zerfmettert an Leib und Seele, so goß sie sich von neuem Kraft und Vergessen in den müden, fröstelnden Leib. Zuletzt trauf sie auch bei der Arbeit.

In der ganzen Gasse wußte man es. Bald merkten es auch ihre Kundeninnen. Man fing an, die einst so fleißige und brave Frau zu entlassen. Einige behielten sie aus Mitleid.

Bald mußte die Martha nur noch zwei oder drei Mal in der Woche zum Waschen gehen, sie, die sonst das ganze Jahr zum Voraus bestellt war. Dann noch weniger. Sie verdiente nicht mehr genug, um leben zu können.

Ein paar Mal half ihr die Meierin aus. Dann aber weigerte sie sich, ihre Sparpennige anzugreifen. Die Not siedelte sich bei Martha an. Sie bettelte bei den Nachbarn herum. Dann bei den wenigen Kunden, die ihr geblieben. Zuletzt holte sie sich von der Straße, was sie brauchte, um nicht zu hungern.

Konrad war entlassen worden. Hatte man ihn vorher nicht brauchen können, so wollte man nun, da er wegen Diebstahl im Zuchthaus gesessen, erst recht nichts von ihm wissen. Auf Veranlassung des Vereins für entlassene Sträflinge fand er zuerst Arbeit. Aber nicht lange. Er machte es lieber wie seine Mutter und bettelte.

Bald wurden beide, die Martha und ihr Konrad, per Schub über die Grenze gebracht.

Als der Landjäger sie entließ und ihnen ihre Papiere übergab, gingen Mutter und Sohn planlos auf der Landstraße weiter.

Ein grauer, trostloser Himmel hing tief auf die kahlen Pappeln, die am Weg standen, herunter. Sie schüttelten erschauernd die wenigen zitternden Blätter, die ihnen noch geblieben.

Martha ging frierend voraus, zehn Schritte hinter ihr Konrad. Sein aufgedunenes, breites Gesicht war naß vom Regen. Die scheuen Augen sahen gleichgültig vor sich hin.

Martha trug den Korb am Arm, der sie so viele Jahre zur Arbeit begleitete. Die Flasche mit Branntwein war darin. Die Ausgestoßene trank von Zeit zu Zeit daraus und leckte sich darnach die Lippen. Dazu murmelte sie beständig etwas vor sich hin. Worte, die der Wind verwehte: „Ich habe doch immer gearbeitet — ich mußte doch alle Tage — auf Arbeit gehen — was hätte ich denn — tun sollen? — —



Gedichte von Alfred Huggenberger.

Heimliches Glück.

Die kleine Welt, die mich umgibt,
Ist wohl nicht wert, daß man sie liebt.

Ein armes Heim im Wiesengrün,
Davor zwei Rosenbäumchen blühn.

Die Grille zirpt in träger Ruh,
Ein Kornfeld träumt der Ernte zu.

Raum daß vom Dörfchen, waldgekrönt,
Der Glocken Gruß herübertönt. —

Wüßt, daß ich doch ein Herz gewann,
Das meine Heimat lieben kann!

Wüßt, daß doch eine zu mir hält,
Ob auch mein Acker lang bestellt!

Nun schreit' ich singend hinterm Pflug;
Das Leben macht mich reich genug.

Die Rosen plaudern Tag und Nacht
Vom Glück, das in zwei Herzen wacht.